



Ein naturwissenschaftliches Volksblatt. - Verantwortl. Redaction C. A. Hofmäppler.

Amthliches Organ des Deutschen Humboldt-Vereins.

Wöchentlich 1 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter für vierteljährlich 15 Sgr. zu beziehen.

Inhalt: Aus der Tagesgeschichte. — Die Statistik und der „freie Wille“. — Der vorweltliche Miesebirch. Mit Abbildung. — Vergiftung durch Taxus bacata (Eibenbaum) an Kindern. Von B. Angermann. — Kleinere Mittheilungen. — Für Haus und Werkstatt. — Bitterungsbeobachtungen. — Bekanntmachungen und Mittheilungen des Deutschen Humboldt-Vereins.

No. 39.

1862.

## Aus der Tagesgeschichte.

### Ein Antrag für den Wald.

Daß in meinen Lesern reges Interesse für den Wald veranlaßt mich, Nachfolgendes mitzutheilen und sie aufzufordern, in ihrem Bereiche dahin mitwirken zu wollen, daß gegen den Antrag fordert, Genüge geschehe.

An die forstliche Abtheilung der Versammlung deutscher Land- und Forstwirthe zu Würzburg.

Hochgeehrte Herren,

es gereicht dem Unterzeichneten zur Gemüthigung, daß die Veranlassung zu dem nachfolgenden Antrage im Voraus Ihrer allseitigen Zustimmung wohl sicher sein darf.

Diese Ihre Zustimmung befreit mich auch von der Unannehmlichkeit, Ihnen durch eine lange Begründung meines Antrags während einiger kurzen, ohnehin an geistiger Erfüllung überreichen Tage lästig fallen zu müssen, welche übrigens auch höchst überflüssig sein würde.

Indem Sie seit einem Vierteljahrhundert sich aus allen Theilen Deutschlands alljährlich zu einigen Tagewerken fruchtbringenden Besuche vereinigen, so ist neben dem Zwecke gegenseitigen Austausches auch das Ihr höches Ziel: den Wald unter den Schutz des Wissens Aller zu stellen.

Dem Dienste dieser jährlich erneuert werdenden Ver-

pflichtung ist seit einer Reihe von Jahren auch mein schwacher schriftstellerisches Streben zugewendet, theils in einem naturwissenschaftlichen Volksblatte: „Aus der Heimath“, theils durch eine besondere Schrift: „Der Wald“, in welcher letzteren ich kein Mittel unberücksichtigt gelassen habe, der Waldliebe Aller Waldkenntniß beizugehen.

Je schwerer es dem Gesetzgeber hier und da zu fallen scheint, worüber ich hier mein Urtheil zurückhalten zu müssen glaube, den Privat- und Communalwald unter gesetzlichen Schutz zu stellen, desto dringender ist es geboten, diesen Schutz in dem Verstandnisse des Volkes zu gründen.

Darüber kann bereits kein Zweifel mehr obwalten, daß an vielen Orten der Quelleneichthum und die atmosphärischen Niederschläge wesentliche Störungen erlitten haben, und es würde eine lange Reihe von Namen bilden, wenn jetzt die Schriftsteller alle genannt werden sollten, welche diese gefahrdrohende Erscheinung von vorausgegangenen Entwaldungen herleiten und dies mit unumstößlichen Beweisen erhärten.

Es gilt hier, einen planmäßigen Kampf gegen die immer mehr um sich greifende Walddevastation zu organisieren. Die nächste und unerlässliche Vorarbeit hierzu scheint es mir zu sein, festzustellen, um wie viel seit den letzten 25 Jahren das deutsche Waldgebiet verringert wor-

den ist, woraus sich folgerichtig ergibt, in welchem Umfange dies in der Folgezeit fortschreiten werde.

Die öffentliche Meinung ist auf seinem Gebiete mehr in ihrem Rechte, als auf dem Gebiete des öffentlichen Wohles, des Wohles des lebenden und der zukünftigen Geschlechter. Es gilt, sie aufzuklären und in ihr eine Bundesgenossin bei der Sicherung des deutschen Waldes heranzubilden, und dazu eben erfordert es zunächst, festzustellen, in welchem Fortschreiten die Waldverwüstung begriffen sei, welches Maaß sie bereits erreicht habe. Die Statistik mit ihren unbestechlichen Zahlen ist ja stets von überzeugender Kraft!

Diese Aufgabe zu lösen, wenigstens dazu beizutragen, hat Niemand so sehr die Verpflichtung, als der deutsche Forstmann; Niemand hat mehr wie er auch Gelegenheit und Veranlassung, Kenntniss von Waldbrüchen zu nehmen. Wenn ich hiermit nicht im Irrthum bin, so darf ich auch Ihrer Zustimmung zu dem Antrage sicher sein:

die Forstmänner Deutschlands mögen sich dazu verbinden, genau zu ermitteln, um wie viel sich in den letzten 25 Jahren das deutsche Waldareal vermindert habe.

Hiermit scheint es als selbstverständlich zusammenzu-

hängen, ähnlich wie es schon 1849 der hochverehrte Markand gethan hat, möglichst viel Fälle festzustellen und zu veröffentlichen, in welchen sich die bekannten traurigen Folgen der Waldverwüstung recht augenfällig ergeben.

Wenn ich nicht nöthig zu haben glaube, die Stellung meines Antrags zu entschuldigen, so fühle ich mich dagegen dazu verpflichtet, anzuerkennen, daß ich damit nichts Neues antrage; wohl aber darf ich annehmen, daß auf Gemeinamkeit und auf praktischen Abschluß der empfohlenen Maaßregel noch kein Antrag vorgelegen habe, oder wenigstens noch kein bezüglicher Beschluß vorliege.

Zum Schluß sei es mir gestattet, auf eine Anregung hinzuweisen, welche ich zuerst in Nr. 15 der „Gartenlaube“ von 1859 und dann in Nr. 26 desselben Jahrganges meiner obgenannten Zeitschrift mit Erlaubnis auf einem „internationalen Congresse“ die weit reichende klimatische Bedeutung des Waldes und somit dessen Eigenschaft als „internationalen Eigenthum“ anzuerkennen und sich über ein allgemeines deutsches Forstfutzergesetz zu einigen.

Leipzig, den 1. Septbr. 1862.

Hochachtungsvoll

Prof. C. A. Rothmüller.

## Die Statistik und der „freie Wille“.

Am Schluß des Artikels über Statistik in Nr. 17, 1861, lernten wir nach Michel Chevalier's Ausdruck die Statistik als die allgemeine Buchführung civilisirter Völker kennen, und auch diesigen meiner Leser und Leserinnen, welche von dieser mächtigen Wissenschaft noch niemals Kenntniss genommen haben, werden derselben ihre Anerkennung nicht versagen, wenn sie erfahren, daß sie nicht in Worten, sondern in Zahlen redet, Redezahlen an deren Verständlich nicht gedeutet werden kann, daß sie ihre Lehren nicht auf Theorien gründet, sondern eben auf die feste Basis der unerbittlich praktischen Zahl. Die Statistik behauptet nichts, sie deutet nicht, sondern sie ist der allezeit aber leider für Viele vergeblich aufgehobene Finger, welcher auf die Zustände zeigt, der Zeigefinger für die menschliche Gesellschaft, der ihr nicht zeigt, wohin sie zu gehen habe, sondern wo sie steht, um darauf zu erkennen, ob ihr bisheriger Weg der richtige gewesen sei. Die Statistik deutet auf das im Innern der Gesellschaft waltende Naturgesetz, welches vor dem Auge besser, daß sie ihre Natur zu wandeln und eine andere für seiner unwürdig halten zu müssen glaubt, in der unheimlichen Gestalt des Verhängnisses erscheint, wenn man ihm die Zahlen der Statistik vorführt.

Dennoch ist in der Hand der Statistik die Zahl, oder soll es wenigstens nicht sein, nicht das träge seelenlose Gewicht, welches sich breit und erdrückend über aller Ermüdung niederläßt. Wäre sie dies, dann verdiente die Statistik den Vorwurf der „trocknen“, der „leer leitenden“ Wissenschaft, den man ihr oft machen hört, jenen von denen, welche darin ihre Einbildungskraft nicht angeregt finden, diesen von denen, welchen die Lehren der Statistik un bequem sind. Die Zahl ist ihr nur der Ausdruck eines Gesetzes, und ein Gesetz spricht sich nie bloß durch eine Zahl aus.

Mit Recht sagt daher Kolb\*) mit Bezug hierauf: „wir hoffen, unsere ganze Auffassung- und Darstellungsweise werde seinen Leser zu dem Glauben verleiten, daß 100,000 türkische Soldaten absolut den nämlichen Werth besäßen, wie 100,000 französische; oder etwa daß eine Vergrößerung Frankreichs um einige Hundert Quadratmeilen an seiner Ofgrenze in Europa nicht eine ganz andere Bedeutung hätte, als eine Erweiterung des algerischen Vinnungsgebietes von solcher Ausdehnung.“ — „Alein auch die Zahlenangaben bedürfen vielfach der Erklärung und Begründung; zudem ergibt sich deren wahrer Werth meistens erst aus Vergleichen. So wird die Statistik zu einer vergleichenden und beurtheilenden Darstellung der wichtigsten Momente des Staats- und Völkerebens. Die Statistik, welche sonach zuerst die in ihr Gebiet gehörenden Thatsachen festzustellen, dann deren Veranlassungen zu ermitteln hat, erstrebt endlich als deren Wissenschaft die höchste ihrer Aufgaben, wenn sie die Gesetze erforscht, als deren Ergebnisse die vorhandenen Gestaltungen erscheinen.“

Aus dem unten angeführten Buche, welches ich meinen Lesern als eine der bedeutendsten Erscheinungen auf dem Gebiete der Staatenatursgeschichte empfehle, verleihe ich folgende Stelle, aus welcher ersichtlich ist, daß die Statistik auf Gebieten herrscht, die man vielleicht weitab liegend wähnt.

„Einfluß der Willensfreiheit auf sociale Handlungen. Daß Noth und Elend eine Verminderung der Zahl der Geburten, dagegen eine Vermehrung

\*) G. Fr. Kolb, Handbuch der vergleichenden Statistik der Völkerverfassungen und Staatenkunde. Für den allgem. praktischen Gebrauch. Dritte umgearbeitete Auflage. Leipzig, Köpferner'sche Buchh., 1862. 8. XII. 479. 2/3, Zblt.

der Sterbfälle hervorbringen, ja daß sie auch beitragen zur Vermehrung der Verbrechen, wird wohl unbedingt zugeben. Wie aber steht es mit jenen Handlungen, welche mehr absolute Ausflüsse der menschlichen Willensfreiheit sind? Stehen auch sie unter bestimmten Gesetzen, lassen auch sie eine Berechnung zu? Der treffliche Cuetelet hat vor Jahren diese Fragen erörtert (in der Abhandlung: „De l'influence du libre arbitre de l'homme sur les faits sociaux.“) Die Willensfreiheit\*, sagt er, „dieses wunderliche, aller Regeln spottende Element, scheint, indem es seine Wirksamkeit mit derjenigen der sonst das Gesellschaftssystem beherrschenden Ursachen vermengt, alle unsere Berechnungen für immer verwirren zu wollen.“ Und doch weiß die Statistik das Gegentheil nach. „Es giebt gewiß keinen Act im Bereiche des menschlichen Handelns, bei welchem der freie Wille in directerer Weise eingreift, als bei der Heirath.“ Nun beweisen die Civilstandsregister in der Zahl der jährlichen Trauungen eine Stetigkeit und Gleichmäßigkeit, welche größer ist, als die der Todesfälle; bei den Sterbfällen sind die Schwankungen zahlreicher, als bei den Heirathen (daß gute und schlechte Zeiten hier überall einwirken, haben wir längst bemerkt). Indeß ist es nicht bloß diese ganz allgemeine Erscheinung, welche unsere Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt; die Einzelmomente sind noch ungleich merkwürdiger. Untersuchen wir die Ergebnisse der Civilstandsregister eines größeren Staates, wie Frankreich, oder nur eines kleineren, wie Belgien; so begegnen wir im Wesentlichen immer denselben Verhältniszahlen für die Heirathen zwischen Junggefellern und Mädchen, dann zwischen Junggefellern und Wittwen, sowie zwischen Wittvern und Wittven. „Was noch mehr in Erscheinung tritt“, bemerkt Cuetelet, „ist, daß diese konstante Wiederkehr derselben Thatfachen sich bis in die einzelnen Provinzen beobachtet läßt, obwohl hier die Zahlen so klein werden, daß die mannigfachen, neben dem menschlichen Willen wirkenden zufälligen Ursachen alle Regelmäßigkeit zu zerstören drohen. . . Im thatsächlichen Verlaufe der Dinge geht demnach Alles so, als ob von einem Ende des Landes zum andern das Volk sich alljährlich veränderte, dieselbe Anzahl Heirathen abzuschließen und solche in gleichzeitiger Weise unter die verschiedenen Provinzen, unter Stadt und Land, unter Junggefellern, Mädchen, Wittver und Wittven zu vertheilen. Nach Spuren eines menschlichen Willens könnte man nur noch etwa in dieser sich gleich bleibenden Vertheilung suchen, und sicherlich hat Niemand daran gedacht, diese willkürlich hervorzuwerfen. — Noch mehr, es könnte scheinen, als ob eigene gesetzliche Anordnungen beständen, welche für die verschiedenen Altersklassen je nur eine bestimmte Anzahl von Eheverbindungen bewilligten; eine solche Regelmäßigkeit herrscht hier. . . Der noch nicht 30 Jahre zählende junge Mann, der eine mehr als 60jährige Frau geheirathet, war doch sicherlich nicht durch ein Verhängniß oder eine blinde Lebensdrift getrieben; er war im Falle, seinen freien Willen im vollsten Umfange anzuwenden; und dennoch kam er dahin, diesem andern Budget, das nach den Gebräuchen und Bedürfnissen unseres Gesellschaftsorganismus geregelt ist, seinen Tribut zu entrichten; und diese budgetmäßigen Steuern werden mit größerer Regelmäßigkeit abgetragen, als jene, welche man an die Staatskasse zu leisten hat. — Man glaube ja nicht, daß die Heirathen die einzige Abtheilung gesellschaftlicher Thatfachen bilden, welche einen so regelmäßigen und stäten Gang aufzuweisen haben. Mit den Verbrechen verhält es sich ebenso, und sie ziehen alljährlich die Strafen in den gleichen Verhältnissen nach sich. Dieselbe Gleichmäßigkeit läßt sich bei den Selbst-

morden beobachten, bei den Selbstverkrümmelungen, um sich der Conscriptio zu entziehen, bei den Summen, welche in den früher zu Paris öffentlich bestandenem Spielhäusern gefost wurden, ja sogar bei den der Post übergebenen ungenau und unrichtig adressirten, darum unbestellbaren Briefen. Mit einem Worte: es verläuft Alles barakt, als ob die verschiedenen Klassen von Thatfachen rein physikalischen Ursachen unterlägen.“ Cuetelet schließt so: „Wah man nun, einer solchen Uebereinstimmung von Thatfachen gegenüber, die menschliche Willensfreiheit unbedingt läugnen? Ich glaube nicht; ich denke nur, daß diese Willensfreiheit in ihrer Wirkung auf sehr enge Grenzen beschränkt ist, und bei den gesellschaftlichen Erscheinungen die Rolle einer zufälligen Ursache spielt. Sieht man darnach ganz ab von den einzelnen Individuen, und betrachtet man die Dinge nur im Großen und Ganzen, so ergibt sich, daß die Wirkungen der zufälligen Ursachen sich neutralisiren und wechselseitig in der Art ausgleichen, daß nur noch die wahren Ursachen vorwalten, kraft deren die Gesellschaft besteht und sich erhält. . . Die Möglichkeit, eine Moralstatistik zu begründen und nachbare Folgerungen daraus abzuleiten, ist vollständig von der Fundamentalthatsache abhängig, daß der menschliche freie Wille sich verkräftigt und ohne merkbare Wirkung bleibt, sobald die Beobachtung sich über eine größere Anzahl von Individuen verbreitet. Nur dann lassen sich die konstanten und die veränderlichen Ursachen erkennen, die das Gesellschaftssystem beherrschen, und man muß auf eine Modifikation dieser Ursachen bedacht sein, wenn man nützliche Aenderungen bewirken will.“

So weit Cuetelet. Es ist eine unbestreitbare Thatfache, daß selbst die scheinbar zufälligen Phänomene durch feste Gesetze beherrscht werden. Welche unvorhersehbaren kleinen Umständen können Feuerbrünste verursachen; wer kann errathen, ob die Schiffe auf der See Stürme oder ruhiges Wetter haben werden, — und doch läßt sich die Zahl der Feuerbrünste und der Schiffbrüche im Wesentlichen zum Voraus berechnen, denn die Zahl kann in bestimmten Zeiträumen nur zwischen möglichen, nicht sehr ausgedehnten Grenzen schwanken. Sogar die Selbstmorde leben, so lange die Verhältnisse die gleichen bleiben, nicht nur an sich mit Regelmäßigkeit wieder, sondern es zeigt sich sogar, daß sie nach den Monaten ab- und zunehmen,\*) es werden sich selbst bestimmte Normen für die einzelnen Tageszeiten ermitteln lassen. Das Rämliche gilt von der Wahl der Mittel zur Ausführung dieser Selbstmorde.\*\* Nicht minder findet die Regel volle Anwendung auf die „zufälligen Tödtungen“ (morts accidentelles.\*\*\*) Kein Zweifel, daß ebenso die „Liebeswerke“, die Jüge der

\*) In Paris wurden von 1835 bis Ende 1846 33,032 Selbstmorde constatirt. (Billet (Théobon sur le suicide, Paris 1846) hat nachgewiesen, daß auf die einzelnen Monate folgendermaßen der Durchschnitt kam: im

Januar	6,06	Mai	9,46	September	6,93
Februar	6,48	Juni	10,07	October	6,55
März	7,71	Juli	9,48	November	5,83
April	8,43	August	8,09	December	5,32

Die Zahl der Selbstmorde vermehrt sich also mit dem Wachsen der Tage und vermindert sich mit deren Abnahme.

\*\*) Für Frankreich ist constatirt, daß der Mann im jugendlichen Alter am meisten der Feuerbrünste; im Alter entscheidet er sich am meisten für das Erhängen (J. Guerry, Essai sur la statistique morale de la France, Paris 1833).

\*\*\*) Dessen zählte man im Seine-departement: 1850 419 Fälle, wovon 153 durch Ertrinken. 1851 409 „ „ 157 „ „

Wohlthätigkeit, der Milde, der Pietät, sich unter gleichen Verhältnissen nach sich gleich liebendem Maße wiederholen, wie wenn es sich um das Abtragen einer bestimmten Steuerquote handelte. Die Statistik hat die Wahrheit der Worte des gleich scharf blickenden und edeln Spinosa unwiderlegbar bewiesen: „Die Menschen glauben nur darum frei zu sein, weil sie zwar ihrer Handlungen sich bewußt sind, die Ursachen aber nicht kennen, von denen sie bestimmt werden. . . Das Kind meint, es begehre die Milch mit Freibeit; der jorjige Knabe, Er wolle die Raube; der Freige, Er bestimme sich zur Flucht; der Betrunkene, Er spreche aus freiem Geistesentschlusse. Das Kind, der Narr, der Schwärmer und die meisten Menschen dieser Art sind derselben Meinung, nämlich daß sie aus freiem Entschlusse reden, während sie doch ihrem Drange zum Reden keinen Einhalt thun können.“

Wenn wir nun sehen, daß selbst der Mord, der in Folge ganz „zufälliger“ Streitigkeiten begangen wird, mit einer Regelmäßigkeit wiederkehrt wie die Wundspahen oder wie Ebbe und Fluth im Meere; wenn wir wahrnehmen, wie alle einzelnen Verbrechen der Reize nach mit nur sehr geringen Schwankungen sich wiederholen, so wird nicht nur unser Urtheil über den einzelnen Verbrecher an sich ein unbißeres sein, sondern wir werden auch zu der Ueberzeugung gelangen, daß die Verbrechen überhaupt wesentlich ein Ergebnis des Zustandes der Gesellschaft bilden, in welche die einzelnen Individuen versetzt wurden; wir werden und der Erkenntniß nicht verschließen können, daß es weit weniger auf Repression der That jener einzelnen Verbrecher, als vielmehr auf Beseitigung der socialen Zustände im Allgemeinen ankommt.

Die Ergebnisse der Statistik führen nämlich zu nichts weniger als zu einem blinden Fatalismus, der Alles, als vorherbestimmt und unabwendbar, stumpf über sich ergehen

läßt. Sie führen vielmehr zu der mit mathematischer Schärfe zu präcistenten Erkenntniß, daß bei dieser oder jener Einrichtung das eine oder andere physische oder moralische Uebel vermindert oder vermehrt wird. Sie leiten und dahin, das Eine zu thun, das Andere zu vermeiden, indem wir damit die Menge und die Größe der Unfälle verringern können. „Die Zahl der Häuser, welche in einer großen Stadt niederbrennt“, so ungefähr äußert sich der treffliche Dr. Farr, „wechselt in einer gegebenen größeren Periode nur wenig, wenn die Bauart die gleiche bleibt. Ersetzt man aber die Holzbauten durch Steine und errichtet man Brandmauern, so werden Feuerbrünste allerdings regelmäßig wiederkehren, aber in größeren Zwischenräumen; es werden nicht mehr ganze Städte niedergebrannt, und die Versicherungsgesellschaften werden herabgehoben. Bei dem ein nen Bergbaussysteme verunglücken von 1000 Arbeitern jährlich 8; bei dem anderen nur 4, und bei beiden Systemen ergiebt sich innerhalb gewisser Schwankungsgrenzen ein bestimmtes Verhältnis. Führt bei unentkalkten Weinen eine Lüftungseinrichtung ein, und ihr substituirt damit ein auf die Unfälle einwirkendes Verhältnis einem anderen; das diese Unfälle beherrschende Gesetz erfährt eine Modifikation. Unter 40 verschiedenen Zuständen beträgt die durchschnittliche Lebensdauer 71 Jahre (z. B. in den gesündesten Bezirken von England), unter anderen Verhältnissen sinkt die Zahl auf 25 Jahre herab (z. B. in Liverpool, Manchester). Weichen die Zustände die nämlichen, so wird das Leben kommender Generationen die gleiche Zahl von Jahren aufweisen, ebenso, wie unter gleichen Windstrichen die Wellen nach wie vor in der nämlichen Zahl an den Küsten des Oceans sich brechen werden. . . Da es in der Hand der Menschen liegt, die Zustände des Lebens zu verändern, so besitzen sie auch die Macht, den Lauf der menschlichen Handlungen zu ändern innerhalb gewisser Grenzen, welche die Statistik zu bestimmen vermag.“

## Der vorweltliche Riesenhirsch.

Wenn auch bei der Betrachtung der Versteinerungen aus den ältesten Höhlengebirgen der Götter an eine unendliche weite Klust überkommt, welche zwischen der Gegenwart und jener Zeit liegt, wo diese fremdartigen Formen Land und Meer besiedelten, so giebt es auf der andern Seite auch versteinerte Ueberreste von Thieren und Pflanzen, welche uns mehr den halb anheimelnden und halb besiedelten Eindruck als Verbindungsglieder zwischen Vergangenheit und Gegenwart machen. Wie erinnern uns dabei, daß der alte Rinnlé'sche Spruch „die Natur macht keine Sprünge“ sich auch hier bewahrheitete; und daß die Erdgeschichts-Wissenschaft es weniger mit der Schilberung gewaltsamer „Erdbumwälzungen“, als vielmehr des heute eben noch so beschaffenen Wickens der Naturgesetze zu thun hat, wenn immerhin auch manche Erscheinungen in dem Bau der Erdrinde auf gewaltsame Vorgänge hindeuten, wie wir sie heute — ein Glüd für uns — nicht mehr vorliegen sehen.

Ueberhaupt ist es eine Aufgabe der naturgeschichtlichen Volkshörer, die Erdgeschichte von den mancherlei Ungeheuerlichkeiten zu säubern, mit welchen gewisse Schriftsteller dem durch Märchen und Räubergeschichten überreiz-

ten Geschmack der Menge die Erdgeschichte angenehm zu machen suchen. Anstatt das Auge des Volks auf ungeheure Dimensionen des Raumes zu lenken und dadurch maulausperrendes Staunen zu erregen, muß man richtiger — nicht bloß das gaffende Auge, sondern das erscheidende Sinnen — auf ungeheure Dimensionen der Zeit lenken.

Indem man, auf Staunen mehr als auf Erkenntniß speculirend, mehr das Erstere that, hat sich im Volke der Glaube an „Riesenthiere der Vorwelt“ festgesetzt und folgerichtig an einen zwerghaften Verfall der heutigen Thierwelt. Wenn allerdings auch richtig ist, daß einzelne Thierordnungen in der Vorzeit größere Repräsentanten aufzuweisen hatten, als die Gegenwart, so sind dies einmal doch eben nur Ausnahmen, während die übergroße Mehrheit der Thierwelt keine größeren Maße zeigt als die unsrige, und zweitens lebte in der Vorwelt kein Thier, welches unseren heutigen Walfisch an Größe übertreffen hätte.

Auch der sogenannte Riesenhirsch ist nur wenig größer gewesen als unsere größte, zugleich ihm verwandteste heutige Hirschart, das Elenn, dessen unmittelbarer Ahn er gewesen zu sein scheint.

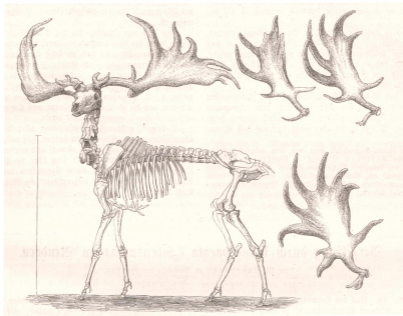
Das Zeitalter des Riesenhirsches, richtiger wohl Riesen-

Glenn zu nennen, scheint der gegenwärtigen erdgeschichtlichen Periode unmittelbar vorausgegangen zu sein, und die große Ähnlichkeit mit unserem Glenn, sowie der Umstand, daß man ganze ziemlich unverlegte Skelette des Riesenhirsches gefunden hat, verschaffte leicht eine von Jethamern ungetrübte Kenntniß des Thieres.

Hier sei eingeschaltet, daß auf diesem Gebiete der Paläontologie aus den entgegengesetzten Ursachen mehrmals arg gefehlt, einmal vielleicht sogar gefessentlich gesündigt worden ist. Es werden sich manche meiner Leser noch des Hydrarcho erinnern, welcher 1846 in Dresden, Leipzig und Berlin die gelehrte und ungelehrte Welt kau-

Adam ein Kerlchen von 123 Fuß 9 Zoll war, Noah nur noch 103, Abraham 28 F. groß und Moses bereits auf 13 Fuß eingeschrumpft war, immer noch übergroß zu einem Flügelmann Friedrichs des Großen!

Ueber den Hydrarcho sprach nicht nur die vergleichende Knochenlehre, sondern das Mikroskop das Urtheil, indem der scharfsinnige englische Paläontolog Richard Owen an einem dünnen Zahnsplittchen nachwies, daß der Hydrarcho ein sechshundähnliches Säugethier sei, welches allerdings eine Länge von 60 Fuß gehabt haben mag, obgleich dies noch nicht durch Auffindung aller zu Einem Geirype gehörenden Knochen erhärtet ist und aus einzelnen Knochen



Der Riesenhirsch, *Cervus giganteus* Blumenb.  
(Die Linie daneben bezeichnet die Menschengröße.)

nen machte. Es war dies das verfeinerte Geirype eines von Albert Koch in Nordamerika gefundenen, über 100 F. langen Ungeheuers von räthselhafter Verwandtschaft. Die einzelnen Knochen waren mit Klammern und Drähten zusammengesüßt und die ungeheure Wirbelsäule erschien bloß deshalb nicht noch länger, weil der glückliche Finder unglücklicherweise — nicht noch mehr Wirbel aufgefunden hatte, um seine wunderfame Knochenfette damit noch länger machen zu können. Das Thierchen sollte eine Rieseneiche sein, gegen welche unsere heutigen Rieseneichen, die Crocoble, Gavia's und Kaiman's, freilich Zwerge sein würden. Doch wir dürfen uns über dieses Phantastgebilde, dem doch wenigstens greifbares Material unterlag, nicht wundern, wenn wir bedenken, daß zu Anfang des 18. Jahrhunderts der französische Antiquitätenhändler Nicolas Denon eine gleiche Größenabnahme des Menschengeschlechts nachweisen zu können glaubte, indem nach ihm

sich die Größe eines Thieres doch noch nicht mit völliger Sicherheit ableiten läßt.

Als einen nahen Verwandten des Glenn, *Cervus Alces* L., giebt sich das Riesenglenn dadurch zu erkennen, daß die Geweihe keine eigentlichen Stangen haben, sondern gleich vom Grunde aus sich verbreitern und auch der kurze noch unverbreiterte Anfang nicht walzenrund, sondern breit gedrückt ist, wodurch sich das Geweih von dem nur an der Spitze in eine jاذige Schaufel sich ausbreitenden Geweih des Damhirsches unterscheidet. Blumenbach benannte das schöne stolz geweihte Thier zuerst als *Cervus giganteus*, ein Name, der ihm des Prioritätsrechts wegen auch bleiben sollte, denn die neueste Benennung Owen's: *Megaceros hibernicus*, ist kaum zu rechtfertigen, da der Riesenhirsch sich kaum als besondere Gattung von den Hirschen abtrennen läßt, obgleich der berühmte englische Naturforscher, von dem auch unsere Abbildung entlehnt

ist, sagt, daß im Knochenbau sich bedeutende Unterschiede vom lebenden Elenn finden, namentlich in der Länge der Mittelfußknochen. — Die erste Kunde von diesem vor-

Die Größenunterschiede zwischen Riesen-Elenn und dem heutigen Elenn giebt Owen nach englischem Maß folgendermaßen an:

	C. giganteus.			C. alces.		
Länge des Leibes von der ersten Rippe bis zum Ende der Hüfte	6	8	3 3 Lin.	5	8	0 3 0 Lin.
Höhe bis zur Spitze des längsten Wirbelsfortsatzes	6	0	0 0 "	5	6	0 0 "
Länge des Vorderbeines von der Spitze des Schulterblattes in gerader Linie	5	7	0 0 "	5	4	6 6 "
Länge des Hinterbeines von dem Schenkelknochenkopf eben so	4	9	3 3 "	4	10	9 9 "
Umfang des vierten Nackenwirbels	1	10	0 0 "	1	0	0 0 "
Klafterweite der Geweißhänge	8	0	0 0 "	4	0	0 0 "

Hieraus ergibt sich, daß unser Elenn dem Riesenhirsch an Größe wenig nachsteht, wogegen die Klafterweite des Geweißes bei diesem gerade doppelt so groß ist als bei jenem.\*)

Es würde uns also immerhin, um mit Virgil zu reden, der „cornibus ingens“ gewaltig auffallen, wenn er uns auf unseren waldigen Hochmooren entgrentretet würde. Auf solchen hat er in Irland und einigen Theilen Englands gelebt und ist auch daselbst in den mächtigen Moorelagern befestigt.

Man hat in dem Riesenhirsch noch einen Zeitgenossen des Menschen erblickt und ihn mit dem „grimmen Scheld“ des Nibelungenliedes in Uebereinstimmung bringen wollen. Dieser deutet aber wohl nur auf das Elenn,

\*) In diesem Augenblicke wird von dem bekannten Naturalienhändler Friedrich Schultz in Dresden als Schenkwürdigen vor Ketziger Michaelismesse auf „fünften vollständigen Scheld“ ein Geweih angehängt, welches von einem Stiere bis zum andern 14 Fuß messen soll; Gewicht des ganzen Scheldes 250 Pfund.

weltlichen Thiere verbanken wir dem Engländer Molyneux, der es 1697 in den Philosophical Transactions unter dem Namen Cervus platyceros altissimus beschrieb.

dem heutigen Elenn giebt Owen nach englischem Maß

auch Elch genannt, und der Riesenhirsch ist offenbar in der jüngsten Tertiarzeit ausgestorben, wo er ein Zeitgenosse des Mammuth und der ausgestorbenen Nashornarten gewesen ist.

Als Art unterscheidet sich der Riesenhirsch vom dem Elenn durch die dem letzteren fehlenden Augensprossen, nach der Waldmannsprache das zunächst über dem Stienbein von jeder Stange abgehende Ende. Die Augensprosse ist, wie unsere Figur zeigt, seltener einfach, sondern meist gabelig, zuweilen sogar in drei Spitzen getheilt. Die Figuren 1, 2, 3 zeigen noch einige Stangen von jüngern Thieren, wie die Hauptfigur entlehnt aus Owens history of british fossil mammals and birds.

Uebrigens geht aus den mit denen aller Hirschgeweibe übereinstimmenden Kennzeichen hervor, daß auch der Riesenhirsch die feignen alljährlich abwarf und wieder neu „aufsetzte“, was bei dem Geweih von über 80 Pfund, was Owen als das Gewicht eines Exemplars des Dubliner Museums angiebt, eine außerordentliche Reproduktionskraft beweist.

## Vergiftung durch *Taxus baicata* (Lilienbaum) an Kindern.

Von W. Angermann zu Rieberg bei Goldberg.

In Nr. 18 „Aus der Heimath“, Jahrg. 1862, findet sich unter „Kleinere Mittheilungen“ in einer von Wessely (die österreichischen Alpenländer und ihre Flora) mitgetheilten Notiz, daß durch *Taxus* nur Pferde vergiftet würden, derselbe für Rindvieh aber eine unschädliche, sogar gesuchte Nahrung sei. Dieser Behauptung muß, wie aus dem Nachfolgenden sich ergeben wird, durch einen in der hiesigen Gegend vorgekommenen Fall auf das Entschiedenste widerprochen und jeder Versuch von Kindern nachdrücklich gewarnt werden, diese Thiere ja nicht von dem *Taxus*- oder *Lilienbaum* fressen zu lassen, wenn derselbe sie nicht durch den Tod verlieren will.

Der hier mitzutheilende Vergiftungsfall, ist mir von einem Augenzeugen ausführlich erzählt worden und kann daher als wahrheitsgetreu wiedergegeben werden.

In dem Garten des Gutsbesizers und Gerichts-Schulzen Arnold zu Hennerdorf bei Zauer in Schlesien befindet sich ein gepflanzter, etwa 2 Mannshöhen großer *Taxusbaum*. Um demselben eine abgerundete Form zu geben, ließ der Besitzer am Bußtage 1861 die vorstehenden Zweige mit einer Baumseere abschneiden, dieselben zusammenbinden und in den Wagenschuppen werfen, um sie dann aufzubewahren, und im vorkommenden Falle eine Abkochung von den Nadeln und jungen Zweigen machen

zu lassen, welche sich gegen Räuse an Rindvieh, wenn dasselbe mit der Abkochung gewaschen werde, mit gutem Erfolge anwenden lassen soll.

Am Vormittag desselben Tages wurden die Kinder des genannten Besitzers in den Hof gelassen, ein Zuchthier und eine Kuh gingen in die offene Wagenremise und fraßen die kleinen Nadeln des *Taxus*. Abends 9 Uhr hörte man einen einmaligen laut brüllenden Ton des Zuchstieres, und als man sofort in den Kuhstall eilte, lag der Stier todt auf dem Boden. Das Thier hatte am Tage und auch am Abend sein Futter, wie gewöhnlich, verzehrt, ohne Krankheits Symptome zu zeigen. Am Morgen des folgenden Tages, als von den Kindern das Frühstück verzehrt war, stürzte eine Kuh am ganzen Körper und fiel unglücklich todt nieder, ohne einen Laut von sich zu geben.

Der erschrockene Besitzer fuhr sogleich nach dem Kreis-Thierarzte Herrn Samek nach Zauer, welcher auch außerhalb an Ort und Stelle erschien. Da mir derselbe auf mein Ersuchen mit großer Bereitwilligkeit das Resultat seiner vorgenommenen Untersuchung schriftlich mitgetheilt und mich ermächtigt hat, davon bei der Veröffentlichung Gebrauch machen zu dürfen, so lasse ich hier seine eigenen Worte folgen. „Am 21. August 1855 verlor der Schulze Arnold in Folge einer Milzbrand-Epidemie einige Stücke

Rindvieh, und als ich am 24. Mai 1861 die Nachricht erhielt, daß demselben Besizer wiederum plötzlich 2 Stück Kinder, und zwar die besten, gefallen wären, glaubte ich es wiederholt mit einer Blauschimmigkeit in dem vorliegenden Falle zu thun zu haben. Ich ließ bei der Section alle Vorsichtsmaßregeln eintreten, um eine Ansteckung an Menschen zu vermeiden. Bald genug überzeugte ich mich jedoch, daß ich es hier nicht mit Milzbrand, überhaupt nicht mit einer ansteckenden chronischen Krankheit zu thun hatte. Ich fand alle Organe, sowohl der Brust- als Bauchhöhle, anscheinend in einem vollständig normalen, gesunden Zustande, sowohl an Farbe als Textur, und gab bis hierher gar kein Urtheil ab, sondern schritt nun zur Eröffnung der Magen. Der Inhalt des Wanks oder ersten großen Magens bestand aus vollständig grob zerklümmertem Futter, und war desselben stellenweise stark mit den Nadeln und Zweigen vom Ebenbaum untermischt. Der Besizer Arnold sah der Section zu, und als ich nun anfing, mit diese Nadeln und Zweige zu sammeln, sagte er mir, dies wäre weiter nichts als Tannenholz, wovon er viel in seinem Hofe liegen habe und wovon die Kühe gern fräßen. Ich ließ mich durch diese Bemerkung nicht fören, und sah nur, daß Arnold fortging und gleich darauf mit einem Zweige Taxus zurückkehrte und mir nun sagte, daß diese Zweige und Nadeln von dem in seinem Garten stehenden Taxusbaum herührten. Ich stimmte ihm darin vollkommen bei und die herzogliche Viehmagd erzählte fest, daß die beiden kranken Kinder sich Tags zuvor in den Schuppen geflüchteten hätten und hier beim Verzehren der Taxusgebirbe von ihr betroffen worden wären.

Der Magen der todtten Thiere war stärker wie gewöhnlich mit Blutgefäßen durchzogen, die innere Schleimhaut löste sich los und die Muskelhaut erschien besonders an den Stellen, wo viel Ebenbaum sich vorfand, stark entzündet.

In Ermangelung anderweitiger Erscheinungen als

### Keinere Mittheilungen.

Von befreundeter Seite geht der „Schlef. Z.“ eine, zum mindesten in ihrem Schlußsatze sehr interessante Messung eines Hirtens über Humboldt zu, die der Öffentlichkeit nicht vorenthalten werden dürfte. Ein in Kallitta wohnender Schlefier ist der Hirtender der betreffenden Wärdte, die in der von zwei Brüdern redigirten Zeitschrift „Hirtens Freund“ den Schluß einer vollständigen Biographie Humboldts bildeien. Diese Schlußworte lauten in Deutscher Uebersetzung wie folgt: „Er war geknagt im Garten der Kilita (Nana's Gemahlin), welche ihn ganz besonders pflegte, da er ihre Kinder (die Pflanzen) so sehr liebte, und in Rücksicht darauf suchte sie ihn so lange als möglich für ihren Garten zu erhalten. Aber je älter er wurde, desto mehr verhehlte sich sein Duff; ja, er ließ sogar bis zum Tode seines Vaters und dieser verlanste ihn für den Wärdtezimmer. Der Same aber seiner Früchte wurde angeseht auf den Hof Gottes, auf daß er Schiller erzeuge, die seine Lehre, die Lehre aus dem durch ihn weit gebrachten Buche der Natur, ausbreiteten. — Was für eine schöne Natur muß ein Land haben, das solchen Mann hervorbringen kann. Versegnetes Deutschland!“

Die verbreitetste unter den verschiedenen Arten griechischer Tannen ist nach H. Braun Abies Apollinis, welche die Gebirgshälder im Tarentus, Parosus und Olymp bildet. Die cephalotische Tanne vom Berge Aenos ist kleiner und hat jugendliche Nadeln und unterscheidet sich auch durch die Deckblätter der kleineren Zapfen. Von dieser hat Fr. v. Delbriich neuerlich zwei weitere Arten Abies Reginae Amalioe und Abies Parnachicae unterzucht, welche in Beziehung auf die Beschaffenheit der Nadeln und Zapfen die Mitte zwischen den beiden ergrünanten zu halten scheinen. Die Strauchföhre (Pinus Pinaster Sol. maritima Lam.) kann nur in den wärmeren Gegenden Deutschlands an besonders geschützten Stellen im Freien getrieben und Frucht tragen, wogegen die österröichische Föhre (Pinus austriaca) unfer Klima gut erträgt. Diese bil-

dieser angegebene, konnte ich nicht anders, als mein Urtheil dahin abgeben: Beide Kinder sind in Folge starker Genusses von Nadeln und Zweigen des Ebenbaumes zu Grunde gegangen.

Der übrige Viehbestand wurde auf Wunsch des Arnold von mir thierärztlich behandelt und ist ein weiterer Todesfall nicht eingetreten, vielleicht hatten nur die gestorbenen Thiere von dem Taxus genossen.“

Nach der vorstehenden Angabe des Kreis-Thierarztes Herrn Samekl bedarf es von dem Verfasser dieses Aufsatzes nur keiner weiteren Begründung, daß der Taxus- oder Ebenbaum für Kinder ein höchst gefährliches Gift ist, die Wahrheit liegt durch den mitgetheilten Fall klar am Tage und verdient eine möglichst weite Veröffentlichung.

In der hiesigen Gegend kommt der Taxus nicht häufig vor und wird daher auch nur von sehr Wenigen gekannt. Am Großhainer Spitzberge, Kaufunger Kegelberge und Moisdorfer Felsengrunde sind noch einige wenige verblümmelte Exemplare schwer zu finden, doch muß dieser Baum auch am Heßberge und Mönichswalde bei Jauer verstreut noch vorkommen oder vorgekommen sein, denn sonst könnte derselbe seinen Weg nicht als Bierzpflanze in die Gärten dieser Gegend gefunden haben. Im Fürstentümer Salzgrunde habe ich diesen Sommer am Fuße der langen schrägen Felsenwände und zwischen herabgestürzten Blöcken gegen 20 Exemplare vereinzelt stehende ziemlich große Taxusbäume gefunden, welche von Menschenhänden unberührt gelassen waren. Wände unter dem Wolfe nämlich, welche den Taxus kennen, verwenden sein Holz bei Gerereien (dieser Unkraut ist leider noch lange nicht ganz aus allen Köpfen beseitigt), folglich muß denselben die schädliche Krafft der Pflanze bekannt sein, daher auch sein Mundver, daß man den Taxus in der Regel abgeschnitten und nur einige Aeste an dem besten geliebten Stummel des Stammes an der Erde findet.

bet in Oesterreich große Maltungen, doch soll der Baum dort nur wegen des Kalkstoffs so vortreflich getrieben. Von Picea orientalis befindet sich in dem Garten des Hch. Herzog-Fürstbischöflichen Koder in Berlin ein Prachtexemplar, welches, obgleich schon 15' hoch, doch noch von unten auf vollständig zweigt ist, was namentlich für unsere Forstkulturen, weil dadurch der Boden gedeckt wird, von sehr großem Nutzen ist.

Der Steinalzbergbau bei Erfurt wird in der Steinalformation des Müchelschales betrieben, und beginnt die oberste Lage unter Kuhberg und Mergel mit dem kräftigen einjelner Salzproben. Auf eine Lage tothen Salzes von sehr Fein, Regalen und Androht von sieben bis acht Fuß, folgt dann das reine Salz. Dasselbe hat sich in activerer Tiefe eingestellt, als man erwartet hatte. Gegen das Steinalzsalz von Stahfurt reicht das bei Erfurt durch das Fehlen der oberen, kalifaltigen, sogenannten Auenwasser ab.

In neuerer Zeit hatte der Verein für Acclimatization in Deutschland, dem ausgesprochenen Wunsche mehrerer Entomologen nachzukommen, einen Winterrückzugsort für die Göttinger Schilbläuter (*Cocoon exalt.*) und den bay. gebirgigen Gactin-Planzen (*Opuntia tomentosa*) aus Mitleid gemacht und so diesen Herren Vorgesetzten gegeben, diese Thiere lebend zu beobachten. Aus dem Berichte des Hn. Garteninspector Bouché, dem Beirath übergeben worden war, entnehmen wir darüber Folgendes: Von den Gactinpflanzen sind nur etwa 6 Stück, die sehr fröhlich treiben, angekommen. Die Göttinger Winterrückzugsorte kamen zwar hier an, jedoch bedeckte die in der Kiste vorhandene junge Brut bald die Pflanzen vollständig. Sie zeigen ein bedrückendes Fortkommen, breiten ihre Wespennetze aus und einige Thiere haben Eier gelegt. Unter der daraus entstehenden Brut sind auch an einigen Stellen die Wuppen männlicher Schilbläuter bemerkt worden, so daß eine weitere Vermehrung in Aussicht steht. Ein angelegter Versuch hat ferner gezeigt, daß diese Thiere an der *Opuntia coccinellifera* aus Mexico besser gedeihen.

Anlage gegen die Dampffassen. In einem englischen Sporting-Jourale (siehe Gartenkalender Nr. 2, 1862) erzählt ein Herr Warren, der in der Grafschaft York in Irland wohnt, gegen die Dampffassen die schwere Klage, daß sie selbst überhand nehmen und die Dampffassen ruiniren. Sie wachsen nämlich die jungen Blatt- und Blüthenknospen ab, und das Schlimmste ist, daß die Zweige, welche für im Frühjahr abbrechen, im nächsten Jahre absterben. Der Herr behauptet, daß ein einziger Baum im Staate sei, einen Morgen Baumgarten in einer Woche zu verderben.

Die Anlage gegen diese schönen, äußerst gemüthlichen und inhaltlich überlegen ist hart, aber nicht ohne übertriebene; wenigstens beruht die Forderung, daß die absterbenden Zweige (!) — aus absterbenden Knospen können sich überhaupt gar keine Zweige entwickeln — absterben, lieber auf unannehmer Beobachtung. — Wahr ist es, daß der Dampf aus in manchen Frühjahrs die Knospen der Obbläume anfrisst; er thut es aber nur, wenn er im Walde, in seinen eigentlichen Aufstehorte, keine Schürerine, für die ihm doch sein karger kräftiger Regelschubel „gewachsen“ ist, findet. In Thüringen zumal geschieht dies noch weit seltener, weil er sich daselbst überhaupt mit jedem Jahre vermindert. Die Vogelhändler nehmen nämlich die Jungen in großer Anzahl aus den Nestern und besetzen für das Stüd der noch nicht ganz flügeligen Vögel schon 6 Nag., um sie zu Kunstjüngern auszubilden. Obgleich von Natur „stumpel“ und „plegmatisch“, hat der Dampf doch, wie wohl auch so mancher menschliche „Stumpel“, schöne Anlagen zur Kunst, die unsere Waldbewohner berlich zu pflegen und auszubilden verleben. Mit dem Munde steifen sie ihren jungen Gelesen so lange keine Volklieder, Trompeter und Postillons-Rückchen vor, bis sie dieselben mit voller, störender Stimme nachahmen können, und verlaufen sie dann als „gerleerte“ und „wackelnde“ Sängler, das Stüd zu 3—4 Thalern, an die Waldkäufer Gespändler, welche sie dann auf weiten Reisen nach den größten Städten Deutschlands, ja bis nach Holland, Rußland, England und selbst über's Meer nach Amerika vertrieben. Der Naturgenuß des Stumpels, hier nur Viechisch genannt, ist dürrig und eckig; der Thüringer aber, der wegen seiner Aehnlichkeit mit dem Kanaren und Quisen eines ungeschulten Schiebelerens südtürkische als „Schubfaren“ galgana.“ Und doch hängt auch dieser mit den eingetretten särtlichen Verdünnungen so gemüthlich, zumal wenn ihn der in Gefangenheit lebende Vogel aus freundschaftlichen Worten seiner Feinde und dieser zu Liebe unter den possibleren Arten und wogenden Geberten anstimmt. In den ausgebreiteten, melancholisch-düsteren Bittere-waltungen unserer böheren Gebirge, wo im Hochsommer „Alles schweigt“, hört man „hin und wieder“ sein traulich lockendes: düü düü!, fast die einzige Vogelstimme, die zu dieser Zeit das Ohr des einsamen Wanderers wohlthuend vertritt.

Gin so liebenswürdiges Thierchen, das offenbar der särtlichen Meinung für den Menschen sähig ist, ja sogar aus Liebe und Freude, oder gar Gram herben kann, — siehe H. Vredm., das Leben der Vögel, pag. 135, ein Werk, das Naturfreunden nicht warm genug empfohlen werden kann! — verdient wohl

in Schutz genommen zu werden, selbst dann, wenn es auch ein-mal ausnahmsweise, und noch dazu von Händlern nicht geübt, unsere Dohrten mehr oder weniger beeinträchtigen sollte! H. A., als Verantwortiger der Dampffassen.

### Für Haus und Werkstat.

Bereitung des Eisens auf Holz unter Wasser. Galvori hat Untersuchungen angestellt über die Einwirkung des Eisens auf Holz beider der Beschichtung von Holzschiff-platten, und hat gefunden, daß eiserne Nägel in Eichenholz unter Wasser schon nach 3 Monaten völlig verrotzt waren. Das Holz war schwarz gefärbt und das Wasser selbst bräunlich geworden. Versetzte eiserne Nägel hatten sich dagegen gar nicht verändert, ebensowenig das Holz, auch zeigte es sich, daß Eisen allein sowohl von Salzwasser, als süßem Wasser viel stärker angegriffen wird als versalztes Eisen. Diese Beobachtungen dürften auch für das gewöhnliche Leben von Bedeutung sein.

Nach Winter werden in England Witter, Feden, Jänne, Schafwärdern vielfach im Großen aus Eisen-drath gefertigt. Die große Stützheit und Zweckmäßigkeit derartiger Umhüllungen machen dieselben auch für unsere Ver-däntnisse empfehlenswerth; dem Vorwurf, daß der Eisen-drath im Freien dem Rosten und Zerbrechen ausgesetzt sei, wird dadurch begegnet, daß Draht sowohl als fertige Witter galvanisirt werden.

### Witterungsbeobachtungen.

Nach dem Pariser Wetterbulletin betrug die Tempera-tur um 7 Uhr Morgens:

	14. Sept. R°	15. Sept. R°	16. Sept. R°	17. Sept. R°	18. Sept. R°	19. Sept. R°	20. Sept. R°
in							
Brüssel	+ 7,8	+ 8,2	+ 9,7	+ 10,2	+ 10,6	+ 10,0	+ 8,7
Stremisch	+ 11,9	+ 13,4	+ 13,4	+ 13,8	+ 11,8	+ 11,5	+ 11,4
Paris	+ 8,1	+ 7,7	+ 8,4	+ 9,8	+ 11,8	+ 11,0	+ 10,6
Moskalle	+ 13,8	+ 12,6	+ 13,1	+ 15,8	+ 13,3	+ 12,2	+ 14,4
Warsin	+ 11,0	+ 12,0	+ 12,0	+ 9,4	—	—	—
Wien	+ 18,5	+ 17,0	+ 16,5	+ 17,2	—	—	—
Wlger	+ 20,5	+ 18,9	+ 17,8	—	+ 19,5	+ 17,1	+ 10,5
Rom	+ 15,0	+ 14,4	+ 14,4	+ 12,7	+ 13,6	+ 13,4	—
Larin	+ 13,6	+ 12,0	+ 11,8	+ 12,4	+ 13,6	—	—
Wien	+ 13,4	+ 11,0	+ 12,0	+ 12,5	+ 10,0	+ 10,0	+ 12,4
Weslen	+ 13,2	+ 9,2	+ 6,8	+ 6,5	+ 9,2	+ 4,5	—
Wietz	+ 8,4	+ 6,1	+ 6,0	+ 5,5	+ 9,3	+ 3,9	+ 4,7
Wetstheim	+ 5,6	+ 6,6	+ 8,5	+ 9,3	—	+ 7,8	—
Kopenh.	+ 9,5	+ 11,9	—	+ 12,0	+ 12,2	+ 10,6	—
Wolgig	+ 10,4	+ 7,1	+ 7,6	+ 7,9	+ 9,9	+ 7,7	+ 8,8

## Bekanntmachungen und Mittheilungen des Deutschen Humboldt-Vereins.

11. Von dem Humboldt-Fest, welches am 14. und 15. d. M. in Halle stattgefunden hat, werden unsere nächsten Nummern und zwar wieder aus der Feder des Herrn Theodor Dehnner aus Breslau eine eingehende Beschreibung bringen. Leider war ich selbst abgehalten, Theil zu nehmen. Aus vorläufigen Mittheilungen von Festtheilnehmern geht jedoch hervor, daß das Halle'sche Fest dem Deutschen Humboldt-Verein seinem Ziele wiederum ein gut Stüd näher geführt hat.
12. Der Geburtstag Humboldt's hat feruer dadurch eine würdige Bezeichnung gefunden, daß an diesem Tage in W o l d a m ein Humboldt-Verein gegründet worden ist, an dessen Spitze die Herren Wagner als Vorsteher, und Bölske als Schriftführer stehen.
13. Ueber die gerechliche Wirksamkeit des Humboldt-Vereins in Goslar erstatteten wir Herr Sanitätsrath Dr. Feuncke, und über dem in Bremen Herr Dr. Wollentus bei ihrer Durchreise nach Kassel zur Naturforscherversammlung Bericht ab.
14. An alle Verstände der bestehenden Humboldt-Vereine ergoht hiermit die ergebene Bitte, bis Ende October aus-führlichen Bericht über ihre bisherige Wirksamkeit, Mitgliederzahl u. s. w. erstatten zu wollen, um einen Gesamtbericht in unserem Blatte veröffentlichen zu können.

## Zur Beachtung!

Mit dieser Nummer schließt das dritte Quartal und ersuchen wir die geehrten Abonnenten ihre Bestellungen auf das vierte Quartal schleunigst aufgeben zu wollen.